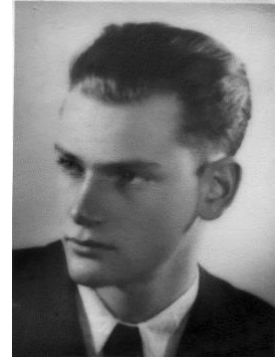


XV

Die erste grosse Liebe. Das Abitur

Es kam plötzlich und unerwartet, und als es kam, wusste ich nicht, was es bedeutet. Dieses Gefühl war mir eigentlich nicht völlig unbekannt; schon als Kind dachte ich, wenn mein Hals sich zuschnürte und mein Puls anfang zu rasen beim Anblick eines gewissen Mädchens, dass ich verliebt bin. Diesmal war es doch etwas anderes. Diese Intensität der Gefühle, dieses völlige Aufgehen in ein anderes Wesen, die waren für mich neu. Ich wusste nicht, was auf mich zukam, ich konnte damit nicht umgehen, obwohl ich schon sechzehn war, und in dem Alter kommt so etwas ziemlich häufig vor. Ich habe mich verliebt. Sie hieß Gerda, sie war zwei Jahre jünger als ich, sie war in der Mädchenabteilung derselben Schule wie ich, ihre Eltern waren mit den meinen befreundet. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, ich weiß nur, es ist mir zum ersten Mal passiert, dass ich in der Nacht nicht schlafen konnte, obwohl ich nichts Schweres am Abend davor gegessen habe und auch keine schwere Prüfung bevorstand. Sie war die Schönste, die Intelligenteste, die Geistreichste, die Begehrenswerteste, und überhaupt! Ich habe von ihr geträumt, ich habe Gedichte an sie geschrieben, ich hätte für sie mein Leben geopfert. Wie es man mit sechzehn so meint. Das war kein abstrakter Traum mehr, das war die Liebe! Nur ansprechen wagte ich sie nicht. Ich kannte sie zwar, trotzdem wagte ich nicht sie anzusprechen, und mich ihr gegenüber zu öffnen. Ich bat meine Mutter um Hilfe. Für sie war das kein Problem, im Gegenteil, es machte ihr Spaß. Sie führte uns beide ins Kino und nach der Vorstellung in die Konditorei. Anschließend verabschiedete sie sich und sagte, ich sollte die junge Dame nach Hause begleiten. Ich tat es und im Hauseingang küsste ich sie. Diese meine erste große Liebe hat vier oder fünf Jahre gedauert, mit allen Höhen und Tiefen, die zur Liebe gehören. Ich habe ihr das Wertvollste geopfert, was ich besaß – meine Zeit. Wenn ich nicht bei ihr, oder mit ihr war, dann telefonierten wir unendlich lang miteinander. Und in der Zwischenzeit träumte ich von ihr. Sie war aufregend hübsch, hatte eine helle Haut, dunkle Haare und Mandelaugen, wie eine Eurasierin. Sie muss mich bestimmt auch sehr geliebt haben, sonst hätte sie meine Besserwisserei und ständiges Dozieren kaum aushalten können. Was wir auch immer taten, taten es zusammen. Wir gingen zusammen ins Kino, auf Partys, die damals noch „Jour“ hießen und wo ich zu meinem größten Ärgernis tanzen musste, und manchmal sogar in die Oper. Am liebsten waren wir aber zu zweit, entweder bei ihr zu Hause oder bei endlosen Spaziergängen an romantischen Plätzen. Wir spazierten gerne in Friedhöfen und im Herbst bei Regen. Ich erzählte ihr über meine Träume, über die Welt, wie ich sie sah, über die Bücher die ich las, ich rezitierte ihr Gedichte. Sie ließ sich das alles gefallen. Wir waren ein Paar, wir waren sogar „das Paar“ in der Schule. Wir waren beide groß, schlank und sahen gut aus. Wir passten zueinander nach Alter, Aussehen, Interessen; wie ich es damals fühlte, waren wir füreinander geschaffen. Man hat uns bewundert und beneidet. In unserer unbefangener Naivität wussten wir nichts davon, für uns war das völlig unbedeutend.



Mit der Zeit, als nach den ersten aufregenden Wochen und Monate unsere Freundschaft sich stabilisierte und in die Normalität des Alltags rutschte, kam es manchmal zu leichten Konflikten zwischen ihr und meiner Mutter. Das war ja kein Wunder, in Anbetracht der besitzergreifenden Liebe meiner Mutter zu mir. Da manifestierte sich, wie so oft, ihr widersprüchlicher Charakter. Sie liebte Gerda, sie kümmerte sich um sie, war lieb zu ihr und benahm sich freundlich und kumpelhaft mit ihr. Das hinderte sie nicht daran sie bei jeder Gelegenheit zu kritisieren und sie, in ihrer Unzufriedenheit, ständig mit Kleinlichkeiten zu ärgern. Das tat sie mit jedem, aber Vater und ich, die sie so gut kannten, nahmen sie so, wie sie war, und verziehen ihr ihre dunkle Seite. Wir hatten uns daran gewöhnt.

Mit meinem Freund Jancsi Friedmann haben wir beschlossen, privat Deutsch zu lernen. Ich weiß nicht mehr, was der Beweggrund dazu war. Ich vermute, dass ich meine Deutschkenntnisse aufbessern wollte, während des Krieges habe ich mich ja geweigert deutsch zu sprechen oder lesen. Unsere Lehrerin, Tante Kornis¹, eine ältere Dame, stammte aus Prag. Sie war in die Prager deutsche Schriftsteller verliebt, bei ihr habe ich zum ersten Mal den Namen Franz Kafka gehört. Gelesen aber habe ich ihn damals noch nicht. Wir lasen Balladen und Dramen von Schiller – Die Kraniche des Ibykos, Die Glocke, Don Carlos und Ähnliches mehr. Und selbstverständlich Lessing – Nathan. Es war ziemlich langweilig. Heine habe ich aus eigenem Vergnügen gelesen, ich fand ihn anders, frisch, fantasievoll, modern.

Das Stadtbild war noch immer von der Roten Armee, die jetzt Sowjetarmee hieß, beherrscht. In den letzten Monaten des Krieges haben die Russen Temesvar zu einer großen Erholungsbasis für leicht verwundete Soldaten ausgebaut. Sie waren in improvisierten Krankenhäusern untergebracht und nur in Unterhose und Unterhemd gekleidet. Das hinderte sie nicht daran, aus den Krankenhäusern zu flüchten und die ganze Stadt in Besitz zu nehmen. Man sah sie überall, auf der Straße, in den Parks, in den Kinos. Sie hatten ihren Waffenbrüdern gegenüber einen großen Vorteil – sie trugen keine Waffen. Wie man sich an allem gewöhnen kann, so gewöhnten wir uns auch die Sowjetarmee. Sie hatten ja auch ihre guten Seiten, die großartigen Musik- und Tanzensembles – Alexandrow, Osipow, und wie sie alle hießen - mit ihren Chören, Tänzern, Balalaikaorchestern und der feurigen russischen Musik – Kalinka, Kalinka...

Mit der Zeit erschienen auch die russischen Filme, mit wenigen Ausnahmen primitive, pathetische Schinken in denen der neue Menschentypus, der Sowjetmensch (homo sovieticus), die Partei, aber vor allem Genosse Stalin hochgepriesen wurden. Die wenigen Ausnahmen stammten überwiegend aus der Zeit vor der Erfindung des sozialistischen Realismus, waren meistens in Schwarz-Weiß gedreht von Eisenstein, Romm und andere längst vergessene Regisseure - Meisterwerke der Filmkunst. Ohne es zu merken, kamen wir der russischen Kunst, der russischen Kultur, der russischen Seele, die hinter der offiziell verordneten Trivialität steckte, näher; sie haben ihren exotischen Zug verloren, sie schlichen sich allmählich in unser Bewusstsein ein. Jetzt erst fing ich an die russischen Bücher, die ich gelesen hatte, zu verstehen, die russische Musik - vor allem Mussorgski - wahrhaftig zu lieben.

¹ Else Kornis (1889-1983), deutschsprachige Dichterin und Kinderbuchautorin

In die Wohnung unter uns zog ein neuer Mieter ein. Welchen entscheidenden Einfluss er auf mein Leben nehmen würde, ahnte ich damals noch nicht. Er hieß Gyuri Bleyer² – die Namensverwandtschaft mit meinen Cousins war reiner Zufall – er war etwa achtzehn Jahre älter als ich und Architekt vom Beruf. Wir sind uns sehr schnell näher gekommen, ich habe ihn zu Hause und später in seinem Büro besucht. Ich war der Faszination der Architektur sofort erlegen. Er hat mir über alles Mögliche erzählt, vor meinen Augen deckte er eine neue, mir unbekannte Welt auf.

Es war die Welt der großen Träume, die Welt des schöpferischen Geistes, er zeigte mir den Weg, auf dem man die Welt hätte, verändern und verbessern können. Er träumte vom sozialen Auftrag der Architektur, er war im Geiste des Bauhauses, der Charta von Athen aufgewachsen, studierte am Anfang der dreißiger Jahre in Stuttgart, und als die Nazis kamen, wechselte er nach Zürich. Viele Aufträge hatte er in Temesvar nicht, er wollte und konnte den Publikumsgeschmack nicht bedienen, blieb seiner Berufung treu. Den Wenigen, die es mit ihm versuchten, baute er moderne, interessante Häuser, die sich vom gefälligen Allerlei seiner Konkurrenten wohltuend unterschieden. Seine letzten Klienten, bevor sein kleines Büro verstaatlicht wurde, waren zwei Kaufleute, Schwäger, die ein Schwesterpaar geheiratet haben, und in dem Geldrausch der Nachkriegsjahre, praktisch aus dem Nichts, zum ansehnlichen Vermögen brachten. Sie haben sich in 1947, das letzte Jahr vor der tatsächlichen Machtergreifung der Kommunisten, vor den großen Verstaatlichungen und Enteignung der Häuser, ein Zweifamilienhaus von beeindruckenden Ausmaßen, aus erlesenen Materialien, bauen lassen. Ich verfolgte die Entstehung der Entwürfe, begleitete Gyuri auf die Baustelle und genoss zum ersten Mal den Mörtelduft, der mir später zum Alltag gehörte. Da stand es für mich fest: Ich werde Architekt! Wir haben zusammen gezeichnet, ich habe seine Zeitschriften durchblättert, las Bücher über Architektur, lernte Namen und Werke berühmter Architekten kennen. Es tauchten immer wieder dieselben Namen auf: Le Corbusier, Mies van der Rohe, Walter Gropius. Menschen, die nicht nur Formschönes in die Welt setzten, den Raum gestalteten, die Umgebung mitformten, sondern auch einen sozialen Auftrag erfüllten. (Woher hätte ich wissen sollen, dass Le Corbusier mit den Nazis sympathisierte?) Da ich in allem meinem Mentor nachäffte, wollte ich selbstverständlich wie er, in Zürich studieren. Ich besorgte mir Prospekte der ETH (Eidgenössische Technische Hochschule), las sie durch und fühlte mich schon als Architekturstudent in der Schweiz. Meine Deutschkenntnisse waren anscheinend doch nicht so perfekt, wie ich es mir vorstellte, es tauchte nämlich immer wieder ein Wort auf, das ich nicht verstand: "Gebühren". Wichtig konnte es aber nicht gewesen sein, so maß ich ihm keine größere Bedeutung bei.

Irgendwann, es war nicht sehr lange Zeit vor meinem Abitur, fragte mich mein Vater, der sich sonst wenig über meinen schulischen Werdegang kümmerte – ich glaube er wusste nicht einmal, wo meine Schule lag – sag Andris, hast du dir schon Gedanken darüber gemacht, was du studieren möchtest? Ja, sagte ich, selbstverständlich, ich werde Architekt.

- Aha, und wo willst du studieren?

² Gheorghe Bleyer (1907-1971), Architekt. In Temeswar, hat er, unter anderem, das bekannte "Casa cu trei fete" (Das Haus mit den drei Mädchen) im modernistischen Stil gebaut.

- In Zürich.
- Und wie lange dauert so ein Studium?
- Vier Jahre.
- Na, dann sind wir zur gleichen Zeit fertig!

Es hat sich aber nicht ergeben, dass ich in Zürich studiere, die Welt und ihre Entwicklung haben es so nicht gewollt.

In diesen wunderbaren und aufregenden Jahren nach unserer Befreiung, als wir die Welt am liebsten erobert und verändert hätten, als unsere Köpfe von den heißen Freiheitsgedanken Feuer fingen und rauchten, waren wir fast immer zusammen, die Familie oder das, was von ihr übrig blieb. Gerda gehörte selbstverständlich dazu.

Die Sommerferien des Jahres 1946 verbrachte ich wieder in Großwardein. Da herrschte noch immer die Stimmung des Übergangs, des Provisorischen. Die Leute versuchten sich zu fangen, es ging aber nicht so schnell, wie es sich manche wünschten. Viele beschäftigten sich mit dem Gedanken des Weggangs, des Auswanderns, die Ersten waren schon so weit, sie haben das Land verlassen.

Das Jüdische Demokratische Komitee³ in Rumänien, einer von den Kommunisten sehr diskret geförderter Verein, wahrscheinlich um den Einfluss der traditionellen Gemeindevorstände zurückzudrängen, organisierte in Großwardein eine sogenannte Freie Sommeruniversität. Man lud viele bekannte, anerkannte, bedeutende Persönlichkeiten ein, Universitätsprofessoren, Journalisten, Schriftsteller, Künstler; Jüdische und Nichtjüdische; sie hielten interessante Vorträge über Politik, Kunst und Wissenschaft in Ungarisch und Rumänisch. Die Vorträge waren von heißen Diskussionen begleitet, jeder wollte seine Meinung vortragen, jeder seine eigene Stimme hören. Es sammelte sich die jüdische Jugend aus Siebenbürgen, die Überlebenden aus dem Norden und die Davongekommenen aus dem Süden. Sie kamen sich zum ersten Mal näher. Am Rande der Vorträge fanden viele Veranstaltungen statt, Theatervorführungen, Rezitierwettbewerbe, Gesangsabende und vieles mehr. Ich nahm überall teil, mischte aktiv mit, war Jurymitglied bei den Wettbewerben, ich war in meinem Element. Ich konnte mich meiner Lieblingsbeschäftigung, den endlosen Diskussionen widmen, überall fand ich geeignete Subjekte dazu. Wir debattierten über alles, wir wollten alles erneuern. Das Schulsystem, den Arbeitstag, das politische System, die Welt. Wir sagten Gedichte auf, rezitieren war unsere tiefste Leidenschaft. Ungarische Dichter des Zwanzigsten Jahrhunderts, mit ihrer feinen, ziselierten Sprache und revolutionärem Geist, wie Ady, József Attila, Kosztolányi, Babits waren der Mittelpunkt unserer Welt. Wir befanden uns im Rausch, wir aus dem Süden wollten all das aufholen was wir in den fünf Kriegsjahren vermissten, die aus dem Norden noch viel mehr. Ich konnte es nicht wissen, aber als ob ich es geahnt hätte, dass diese neue Welt, die sich soeben vor uns auftat, gleichzeitig dabei war sich endgültig abzuschließen, versuchte ich das Leben zu

³ Das Jüdische Demokratische Komitee (Comitetul Democratic Evreiesc), 1946 gegründet, um die jüdischen Gemeinden unter die Kontrolle der Kommunisten zu bringen und um die Jüdische Partei und die zionistischen Organisationen aufzulösen.

genießen und aus den Vollen zu schöpfen. Wir sprachen über alles, wir debattierten über alles, nur ein Thema mieden wir mit starrem Eigensinn, wir taten einen großen Bogen um es herum, wir nahmen es einfach nicht zu Kenntnis; wir sprachen nicht davon, was in letztem Jahr geschah, wir sprachen über unsere Toten nicht.

Bevor der Sommer zu Ende ging, fing das Aufräumen an. Um das neue Schuljahr nicht zu verpassen, ging Marinka mit Éva, Pisti und Ferkó nach Budapest zurück. Wir nahmen Abschied und Pisti sah ich erst zweiundzwanzig Jahre später wieder. Von Péter nahm ich auch Abschied, er blieb mit seiner Mutter noch kurz in der Stadt, danach wanderten sie nach Brasilien aus, zum Bruder von Böske, der in Sao Paulo lebte. Ich sah sie nie wieder.

Noch im selben Sommer, bin ich mit Mutter ans Schwarze Meer gefahren, zum ersten Mal in meinem Leben. Als der Zug sich dem Meer näherte, zeigte mir mein Zugschaffner mit ausgestrecktem Finger in die Ferne – da ist das Meer! Ich schaute hin, und sah nichts. Das heißt, ich sah schon etwas, aber das war kein Meer, es waren Berge. Große, massive, blaugüne Berge, die fast den ganzen Hintergrund ausfüllten. Ich wunderte mich nur, dass jetzt, im Hochsommer in den Bergen noch Schnee lag; was hätten sonst die weiß glitzernden Streifen bedeuten können? Erst als wir ganz nah waren ist es mir aufgegangen: Es waren keine Berge, es war das Meer und der Schnee entpuppte sich als Meeresschaum. So sieht es also aus...!

Wir wohnten in einer kleinen Pension, mir ging es gut, zu gut, weil Mutter mich aufpäppeln wollte und mir alles ans Bett brachte, Kakao, Hörnchen mit Honig und Butter und andere Leckereien. Siebenmal täglich musste ich essen, um ein bisschen zuzunehmen. Ich war einsachtzig groß und wog noch immer dreiundsechzig Kilo. Es hat nichts geholfen, dieses Gewicht habe ich die nächsten dreißig Jahren gehalten.

Die Krankheit, die ich mir während des Krieges zugezogen habe, die meine Karriere als Schwimmer beendete, bin ich für sehr lange Zeit nicht losgeworden. Man hat mich untersucht, man hat mich sowohl in Temesvar wie auch in Bukarest in verschiedene Krankenhäuser eingewiesen, man hat mir Schläuche in den Magen gestopft, um an meine Körpersäfte heranzukommen, es half nichts – man fand die Ursache nicht und meine Verdauung spielte verrückt. Ich war nicht ausgesprochen krank aber gesund war ich auch nicht. Es war eine Art Zwischending, das in Abhängigkeit von meinem nervlichen Zustand, sich ausdehnte oder sich zurückzog.

Nach den Ferien fing die achte, die letzte Klasse des Gymnasiums an. Obwohl das Abitur nahte, nahm ich die Schule noch immer nicht übermäßig ernst. Es gab doch so vieles zu tun. Seitdem wir in der Oberstufe waren, erhielten wir automatisch das Mitgliedsrecht im Selbststudienkreis, jetzt aber, wo es möglich wurde, habe ich keine Vorträge mehr gehalten. Wir gaben eine schulinterne Zeitschrift aus, in der ich Gedichte und Artikel schrieb, und lieferte verbissen literarische Kämpfe mit meinem Kollegen Gyuri Mayer, der, zu meinem Bedauern besser schrieb als ich und der später, im richtigen Leben, ein wahrhaftiger rumänischer Schriftsteller wurde unter dem wohlklingenden Namen Maiorescu. Unsere Zeitschrift gab leider nach zwei oder drei Nummern ihre Tätigkeit auf.

Ich wollte etwas Besonderes auf die Beine stellen. Mit meinem Freund und Disputationspartner Schatteles organisierten wir ein literarisches Tribunal. Unser Angeklagte war ein Roman, besser gesagt eine Romanfigur, Bumse Schweyg, von einem jiddischen Schriftsteller – Jitzhak Lejbusch Peres⁴. Er wurde vors Gericht zitiert, Schatteles war der Ankläger, ich war der Verteidiger, unser Lehrer Kun, Vorsitzender des Kreises, war der Richter, die Kollegen waren die Mitglieder der Jury. Bumses Vergehen war seine unzumutbare Bescheidenheit, die Lebensuntüchtigkeit des ahnungslosen, von allen drangsalierten kleinen Juden. Ein Leben lang war er ein armer, aus der Gesellschaft ausgegrenzter Mensch, der es nie so weit brachte, einmal richtig satt zu werden. Nach seinem Tode, als er vor Gottes Gericht erschien, das ihn anhand seines sündenfreien Lebens von allen Belastungen freisprach, fragte ihn Gott, was er sich von ihm, als Belohnung für seine Tugendhaftigkeit wünsche. Bumse verlangte nach einer Scheibe Butterbrot.

Die Diskussion verlief heiß hin und her, mal war die Anklage mit seiner Behauptung obenauf, dass diese Bescheidenheit sträflich sei, mal die Verteidigung mit der These, nicht Bumse, sondern die Gesellschaft sei schuld. Wir riefen Zeugen auf, wir beschworen das Hohe Gericht, unseren Standpunkt als den Richtigen zu akzeptieren. Es half alles nichts. Kun fällte das Urteil in seiner Art. Es ging aus wie das Hornberger Schießen, keiner bekam recht, und mir wurde klar - Kun hat das Buch nicht verstanden.

Wir standen kurz vor dem Abitur, der Unterricht war nicht mehr besonders anregend, wir lernten trotzdem noch Religion, und das aus einem rückständigen Buch, dessen Auffassung über Gott und seiner Welt würde man heute kreationistisch nennen. Obwohl ich in meinem Familienkreis mit biblischen Geschichten aufgewachsen bin, fand ich die Vermutung, dass ich ein direkter Nachfahre von Abraham oder Moses wäre, geschweige den einer von Adam und seiner Frau Gemahlin, haltlos und kindisch. Ich ärgerte mich über den primitiven Text des Buches und habe unseren Religionslehrer, einen jungen, gut aussehenden, aufgeweckten, modernen Rabbiner, Dr. Neumann, gebeten, uns diesen Quatsch zu ersparen. Er sagte, das sei offizielles Unterrichtsmaterial, es täte ihm selbst leid, aber das müsse er uns beibringen. Dann, sagte ich, höre ich mir diesen Blödsinn nicht länger an, und verließ die Klasse. Ich muss meinem Rabbiner zugutehalten, es ergab sich für mich daraus keine negative Konsequenz.

Kommunist war ich an und für sich noch immer und versuchte jetzt der „Wahren Lehre“ auf theoretischem Wege näher zu kommen. Auf diesem Terrain fühlte ich mich sicherer als im alltäglichen politischen Leben. Ich las Marx – das Kapital. Behauptete ich wenigstens, aber weiter als das dritte Kapitel, bin ich nie gekommen. Das „Anti-Düring“ von Engels habe ich zu Ende gelesen und Kautski und Georg Lukács, sogar Lenin. Die Theorie des Marxismus, in ihrer ursprünglichen Form, so wie ich sie aufgrund meiner eigenen Lektüre verstand, ohne die primitiven Vereinfachungen von Stalin, die in der gesamten kommunistischen Welt zur Pflichtlektüre wurden, hat mich, mit ihrer unwiderstehlichen Logik so in ihren Bann gezogen, dass ich die materialistische Dialektik, für sehr lange Zeit, als einzig mögliche Methode zur Erklärung der Welt, betrachtete. Ich ahnte nicht, dass mich eher mein Hunger nach Gerechtigkeit und die

⁴ Isaac Leib Peretz (1852-1915) oder Yitskhok Leybush Peretz, jiddischsprachiger Schriftsteller

bösen Erfahrungen der letzten Jahre zum Marxismus führten als der philosophische Glanz des Dialektischen Materialismus.

In der achten Klasse fühlten wir uns schon sehr erwachsen, wir dachten, wir könnten uns auch dementsprechend benehmen. Zu diesem Erwachsenenritual gehörte nach unserem damaligen Verständnis, dass wir uns jeden Samstag Vormittag zu einer Kneipentour trafen. Wie richtige Männer. Vor fünfundsechzig Jahren galt das wahrscheinlich als ein Zeichen der Männlichkeit. Wir waren die „Intellektuellen“ der Klasse: Schatteles, Jancsi Friedmann, Imre Deutsch, Heinz Tauszk und ich. Mutter kam oft mit, sie fühlte sich wohl mit uns, meine Freunde fühlten sich wohl mit ihr. Wir waren schon immer mehr als nur Klassenkameraden, wir waren Freunde. Diese Freundschaft festigte sich in diesem letzten Jahr unseres Zusammenseins, als ob wir geahnt hätten, dass unsere Wege bald, für sehr lange Zeit, sich voneinander trennen werden. Wir waren alle hochpolitisiert, die Zeit verlangte es von uns. Bis auf mich und meinem Nachbarn Laci Karczag, mit dem ich eine Bank und die kommunistische Überzeugung teilte - waren meine Klassenkameraden zionistisch engagiert, die einen mehr, die anderen weniger. Viele von ihnen haben schon damals den Entschluss gefasst, Rumänien den Rücken zu kehren und nach Palästina auszuwandern. Sie gerieten mit der Zeit in Konflikt mit der sich gerade formierender autoritärer kommunistischer Staatsmacht. Die außenpolitischen Interessen der Sowjetunion lagen auf der arabischen Seite, der sowjetische Antisemitismus, dessen hässliche Antlitz ich damals noch nicht erkannt habe, wurde in Stalins letzten Jahren immer Manifest. Es war aber noch nicht so weit, diese Ereignisse standen noch vor uns, wir verbrachten noch gemeinsam dieses wunderschöne letzte Jahr unserer gemeinsamen Kindheit. Wir führten unsere endlose und ziemlich heftige Diskussionen weiter, unsere Auffassungen waren diametral entgegengesetzt, das beeinflusste aber keineswegs unsere Freundschaft.

Es half alles nichts, das Abitur stand plötzlich vor der Tür und ich stellte fest, dass ich sehr wenig weiß, meine Kenntnisse sind mehr als lückenhaft, und wenn ich nichts daran ändere, werde ich womöglich durchfallen. Als ich zu dieser Erkenntnis kam, hatte ich noch sechs Wochen bis zur schriftlichen Prüfung. Ich fing an zu lernen. Mutter kochte mir starken Kaffee, damit ich wach bleibe und womit ich besser schlief als je zuvor. Es gab keine Nebensächlichkeiten mehr – kein Kino, kein Lesen, kein Klavier, kein Sprachunterricht - nur das nackte Lernen. Nebenbei habe ich eine neue, wichtige Erfahrung für mein zukünftiges Leben gemacht – ich fing an zu rauchen. Man sagte, damit kann man sich besser konzentrieren. In den folgenden zweiundfünfzig Jahren habe ich diese Form der Konzentration so intensiv praktiziert, dass ich meine Lunge und meine Bronchien kaputt konzentriert habe.

Als einzige Unterbrechung gönnten wir uns den Abiturientenball, den wir vorsichtshalber vor der Prüfung feierten, um zu vermeiden, dass die Durchgefallenen mit lustlosen Gesichtern dabeisitzen, oder erst gar nicht erscheinen. Bei dieser Gelegenheit hat man uns zum ersten Mal erlaubt, in der Schule offiziell zusammen mit den Mädchen zu feiern. Das war für die damalige Zeit revolutionär. Es ging dabei ziemlich fröhlich zu und das Einzige, woran ich mich noch vom Morgen danach erinnern kann, war, dass ich im benachbarten Park, in einem Busch, in den Armen eines Mädchens, aufwachte. Was dazwischen geschah, bleibt für immer ein Rätsel.

Und dann war es so weit, ich musste zum Abitur antreten.

Das damalige rumänische Abitur war sehr anspruchsvoll, wahrscheinlich von den Franzosen, wie so gut wie alles in Rumänien, übernommen. Mehrere Gymnasien, in unserem Fall drei, waren zusammen einer Abiturkommission zugeordnet. Es bestand aus einer schriftlichen und einer mündlichen Prüfung. Das Abitur war zentral, alle Gymnasien im ganzen Lande schrieben zur gleichen Zeit, nach denselben, einheitlich verfassten Aufgaben. Die Aufgaben steckten in versiegelten Umschlägen, die man in allen Schulen im selben Augenblick aufriss. Die drei schriftlichen Prüfungen waren Rumänisch, Französisch und Mathematik, beziehungsweise Latein. Wie es sich später herausstellte, habe ich die schriftlichen Arbeiten ziemlich verhauen, sie sind alle mittelmäßig ausgefallen. Nach etwa zwei Wochen fingen die mündlichen Prüfungen an. Sie fanden von einer, aus fremden Lehrern gebildeter Kommission statt, die uns nicht kannten und die wir auch noch nie gesehen haben. Es wurde in sieben Fächern geprüft, die sieben Lehrer saßen an einem Tisch, vor ihnen Körbchen, mit den zusammengefalteten Fragezetteln, auf der gegenüberliegenden Tischseite saßen die Schüler. Jeder Schüler zog je einen Zettel aus jedem Körbchen, hatte Zeit sich auf die einzelnen Fragen vorzubereiten, und wenn er so weit war, sie beim entsprechenden Lehrer zu beantworten. An einem Tag wurden fünf Schüler geprüft. Die Prüfung war öffentlich, der Saal war meistens voll mit aufgeregten Eltern, Freunden, Verwandten. Es zog sich alles in die Länge, fünf Schüler am Tag, die drei Gymnasien hatten über hundert Schüler, wir waren die letzte Schule, ich mit meinem „V“ im Namen kam als Letzter dran. Von der schriftlichen Prüfung, bis zu meiner Mündlichen, vergingen fünf Wochen. Fünf Wochen voller Aufregung, voller Nervosität - Stress würde man dazu heute sagen. Während die Prüfung lief, durften die Kandidaten das Gebäude der Schule, in dem die Prüfung stattfand, nicht betreten. Wir waren trotzdem jeden Tag dort, auf Nachrichten wartend, als ob diese irgendeinen Einfluss auf unsere Chancen gehabt hätten.

Wir erfuhren aus der Gerüchteküche, dass der Erdkundelehrer ganz andere Fragen stellte, als die, auf die wir vorbereitet waren. Was tun? Fällt man in einem Fach durch, ist das ganze Abitur dahin.

Wir sprachen mit unserem Rabbiner Neumann, unserem jüngsten und modernsten Lehrer, dem wir eine gewisse weltmännische Wendigkeit zutrauten, und baten ihn um Hilfe. Er versprach uns, mit dem Erdkundelehrer zu reden. Und tatsächlich erklärte dieser sich bereit, selbstverständlich gegen Entgelt, in der kurzen Zeit, die noch bis zur Prüfung blieb, uns die Erdkunde so beizubringen, wie er seine Fragen formulierte. Der Unterricht fand im Gebäude der Schule statt, das wir streng genommen, gar nicht hätten betreten dürfen. Es war verboten, aber nach Landessitte möglich. Eines Tages, als wir auf den Erdkundelehrer warteten, kam der Sekretär der Kommission, der gleichzeitig der Lateinlehrer war, in den Saal und fragte uns, was wir da suchten? Oh, gar nichts, wir sitzen nur so herum - war die Antwort. Wartet ihr nicht auf den Erdkundelehrer? In der großen Stille, die jetzt entstand, platzte ein „doch“ eines idiotischen Kollegen, wie eine Bombe ein. Es gab einen riesigen Krach, wie kämen wir dazu, was stellten wir uns vor, es sei doch typisch! Das Wort Jude fiel allerdings nicht.

Mir ist nichts Schlimmes passiert, aber viele der Kollegen, die in Latein geprüft wurden, sind durchgefallen.

Dann kam endlich der Tag der Prüfung. Ich war sehr nervös, konnte kaum selbstständig gehen, sah die Straße unter meinen Füßen nicht. Meine Mutter führte mich am Arm bis zur Schule, sonst hätte ich den Weg nicht gefunden. Es stand viel auf dem Spiel, ich hätte unter Umständen ein ganzes Jahr verloren.

Ich setzte mich an den Tisch, Mutter in den Saal.



Erstes Fach war Rumänisch. Ich verstand die Frage nicht, geriet in Panik. Plötzlich klärte sich aber alles irgendwie auf, ich fühlte, wie ich immer ruhiger und selbstsicherer wurde, und fing an die Prüfung zu genießen. Jetzt wusste ich, was ich zu sagen hatte, meine Antwort war fließend und fiel gut aus. Damit war das Eis gebrochen. In Mathematik hatte ich Glück, der Lehrer ließ mich nicht ausreden, danke schön, sagte er, das war's. In Französisch brillierte ich. Als erste Frage sollte ich einen langen komplizierten Text ins Französische übersetzen. Ich brauchte keine Bedenkzeit, übersetzte aus dem Stegreif. Die nächste Frage handelte vom französischen realistischen Roman. Kurz davor habe ich die „Theorie des Romans“ von Georg Lukács gelesen, das Thema war mir geläufig. Ich sprach viel und lange, auch über Autoren und Romane, die im Lehrplan gar nicht vorkamen.

Der Rest ging einigermaßen auch, am Ende des Tages war ich Baccalaureus. Über ein Drittel der Bewerber ist durchgefallen. Von allen Schülern der drei Gymnasien, die vor unserer Kommission antraten, habe ich als Neunter abgeschlossen.

Das Jüdische Demokratische Komitee hörte noch nicht auf zu existieren, in diesem Jahr hat es erneut eine Sommeruniversität in Großwardein veranstaltet. Diesmal nahmen, nach dem Abitur, auch einige meiner Klassekameraden aus Temesvar daran teil. Mich interessierte sie nicht mehr, die Familie war schon weg, ich hätte mich dort sehr einsam gefühlt.

So brach ich mit meinem Freund Schatteles am ersten Tag nach dem Abitur nach Großwardein auf, holten Marta ab, die ihr Examen schon hinter sich hatte, und fuhren ohne Aufenthalt in unsere wohlverdiente Erholung in die Berge zum Gyilkostó – Mördersee.